

Das Verlassen eingefahrener Wege als Chance begreifen : wider die Verteufelung emanzipatorischer Arbeit in der Kirche

Autor(en): **Meier, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **43 (1987)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-878339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Verlassen eingefahrener Wege als Chance begreifen

Wider die Verteufelung emanzipatorischer Arbeit in der Kirche*

«Erwachsenenbildung macht Ehen kaputt.» Seit ich mich in Theorie und Praxis mit dem Arbeitsfeld Erwachsenenbildung im Raum der Kirche beschäftige, begegnet mir, offen oder versteckt, von verschiedenen Seiten immer einmal wieder dieser Vorwurf. Kolleginnen und Kollegen, die in der Beratungsarbeit, in der pastoralpsychologischen Aus- und Fortbildung oder in ähnlichen Bereichen tätig sind, berichten von gleichen Einwänden gegen die von ihnen vertretene Arbeit, nicht selten noch massiver vorgebracht als gegenüber der Erwachsenenbildung. «Erwachsenenbildung, klientenzentrierte Beratung, pastoralpsychologische Ausbildung usw. machen Ehen kaputt.» Nach meinem Eindruck ist diese in ihrer platten Verkürzung offenkundig gezielte Diffamierung nur eine kleine, besonders scharfe Spitze eines Eisbergs, der sich unter der Oberfläche dumpfer Ressentiments in bestimmten kirchlichen (und inzwischen auch schon wissenschaftlichen) Kreisen zunehmend gegen alles breitmacht, was mit Selbsterfahrung, Gruppendynamik o.ä. zu tun hat, oder auch nur den Anschein erweckt, damit zu tun zu haben. Zu Beginn von Einführungskursen in die Erwachsenenbildung für Vikare, Pfarrer und andere kirchliche Mitarbeiter begegnet mir inzwischen fast regelmässig die mehr oder weniger entschieden formulierte Negativerwartung bestimmter Teilnehmer: «Ich möchte hier keine Selbsterfahrung und keine Gruppendynamik machen.» Manchmal heisst es auch vager: «Ich möchte hier nichts Abstruses machen», wobei genaueres Nachfragen offenbart, dass damit ebenfalls Selbsterfahrung und Gruppendynamik gemeint sind. Man nennt die Sache schon gar nicht mehr beim Namen, sondern legt sie pauschal ab in einer Schublade mit der bedrohlichen Aufschrift: «Abstruses».

* Aus meinen Begegnungen und Gesprächen mit Walter Neidhart, insbesondere im Redaktionskollegium der *Theologia Practica*, weiss ich, dass er evangelikalen Dogmatismus ähnlich einschätzt wie ich. Deshalb hoffe ich, er empfindet diesen sehr viel mehr persönlichen als wissenschaftlichen Beitrag als angemessene Gabe zu seinem 70. Geburtstag. Als ich den Text schrieb und dabei immer wieder den Drang verspürte, die Polemik zu verschärfen, dachte ich oft an die abgeklärte Gelassenheit und den Humor, mit denen der Jubilar Auseinandersetzungen führt. Ich würde mir daran gern häufiger ein Beispiel nehmen.

Die evangelikale Propaganda gegen jede Öffnung kirchlicher Praxis für humanwissenschaftliche Einsichten und Methoden, seit Jahren exemplarisch gegen Selbsterfahrung und Gruppendynamik geführt, trägt also offenbar Früchte. Beiträge aus der Feder mit wissenschaftlichen Insignien dekorierte Autoren düngen den Boden zusätzlich und mehren damit diese Früchte. Die Praxis vor Ort muss sich mit ihnen auseinandersetzen und hat oft Mühe, gegen die geballte Macht von Vorurteilen die Erfahrung zu vermitteln, dass das als abstrus Verdächtige sich als hilfreich erweisen kann, wenn man sich nur offen (was keineswegs meint unkritisch) darauf einlässt.

Wären die Vorurteile, die im Alltag der praktischen Arbeit immer wieder begegnen, in der eigenen Erfahrung derer begründet, die sie zu Beginn von Veranstaltungen vorbringen, so wären sie sehr ernst zu nehmen. Es müsste dann intensiv gefragt werden, worin sie ihre Wurzeln haben. Dadurch aber, dass meist irgendwelche Dritte, die oft gar nicht aus eigener Anschauung kennen, wovon sie reden, solche Vorurteile verbreiten und systematisch nähren, wird die Sache unseriös. Wenn dadurch nicht ständig die Arbeit behindert würde, wäre das Ganze gar nicht wert, sich damit zu beschäftigen. So aber bedarf es einiger deutlicher Klarstellungen, zu denen ich im folgenden beitragen möchte.

Dabei möchte ich mich nicht grundsätzlich in die Theoriedebatte um Chancen und Gefahren der Gruppendynamik und der Selbsterfahrung für verschiedene kirchliche Arbeitsfelder einschalten. Noch weniger möchte ich einen Beitrag leisten zur wissenschaftlichen (bzw. häufig eher scheinwissenschaftlichen) Diskussion um die theologische Legitimität oder Illegitimität der Umsetzung solcher humanwissenschaftlicher Einsichten und Praktiken in der und für die kirchliche Arbeit. Vielmehr möchte ich aus meiner konkreten Erfahrung in der Arbeit mit Gruppen, vorwiegend im Bereich der Evangelischen Erwachsenenbildung, einige Belege für die oben angedeutete These beibringen, dass Selbsterfahrung in Gruppen und die gezielte Wahrnehmung, das Verstehen und das Gestalten gruppenspezifischer Prozesse individuelle und gemeinsame Klärungen herbeiführen und neue Einsichten und Perspektiven eröffnen können. Die kirchliche Arbeit darf darauf im Interesse der Menschen, denen sie sich zuwendet, nicht verzichten. Wenn nämlich das Evangelium von Jesus Christus als freimachende Botschaft verstanden werden will und soll, dann kann sich eine diesem Evangelium verpflichtete Arbeit nicht gegenüber Erfahrungsdimensionen verschliessen, die zur Befreiung, z.B. von Unsicherheiten, Selbstzweifeln und Zwängen, beitragen. Dass und inwiefern Selbsterfahrung in Gruppen einen solchen Bei-

trag leisten kann, wird im folgenden, wie ich hoffe, am konkreten Beispiel deutlich werden.

Zunächst allerdings bedarf es noch einer Präzisierung des Begriffs Selbsterfahrung. Wenn ich hier im Blick auf die Arbeit der Erwachsenenbildung davon spreche, dann meine ich nicht aus therapeutischen Gruppen bekannte Arbeitsformen, bei denen gelegentlich emotionale Tiefenschichten stark berührt werden. In der Erwachsenenbildung geht es demgegenüber lediglich um das Einbeziehen persönlicher Betroffenheit von bzw. persönlicher Erfahrung mit den im jeweils behandelten Thema aufgeworfenen Fragen und Problemen und darüber hinaus um ein Beachten von individuellen Beziehungen wie von Beziehungsstrukturen in der Gruppe. Auch dabei wird der emotionale Bereich nicht nur an der Oberfläche berührt. Aber es wird bewusst nicht so tief gegangen wie z.B. in Therapiegruppen. Die Grenzen allerdings sind fließend und der Gewinn aus erfahrungs- und personenbezogener Erwachsenenbildung ist für die Beteiligten dem aus anderen Formen der Selbsterfahrungsarbeit oft durchaus vergleichbar. Zumindest besagen dies vielfältige Erfahrungen aus meiner Arbeit.

Die Einrichtung, in der ich tätig bin, führt – ähnlich wie vergleichbare Stellen in anderen Landeskirchen der EKD – seit fast 12 Jahren ein «Fernstudium für Mitarbeiter in der Erwachsenenbildung» durch. Dieses Kursangebot setzt sich aus drei Elementen zusammen:

- schriftliche Studienmaterialien, die die Teilnehmer selbständig zu Hause bearbeiten,
- regionale Kursgruppen mit jeweils ca. 10 Teilnehmern, begleitet von jeweils zwei Tutoren, die sich regelmässig treffen, beim Selbststudium aufgetauchte Fragen und Probleme besprechen und im praktischen Vollzug Gruppenerfahrung sammeln,
- längerlaufende (jeweils ca. eine Woche) Intensivkurse an einem «Dritten Ort», bei denen neben der inhaltlichen Arbeit die Selbsterfahrung und das Wahrnehmen, Verstehen und Gestalten von Gruppenprozessen eine wichtige Rolle spielen.

Die inhaltlich so gefüllten Fernstudienkurse dauern eineinhalb Jahre, bzw. für die Teilnehmer, die nach dem Grundkurs auch noch einen Aufbaukurs absolvieren, drei Jahre. Angesprochen sind Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Erwachsenenbildung und solche, die es werden wollen. Praktisch gehört die überwiegende Mehrheit der Teilnehmer der zweiten Kategorie an, also denen, «die es werden wollen». Viele davon wiederum sind Frauen in der mittleren Lebensphase, deren Kinder allmählich selbständig werden und die dadurch Freiraum gewinnen für die Wahrnehmung

neuer Aufgaben. Nach einer längeren Phase der Hausfrauen- und Muttertätigkeit ist der Weg zurück in den einmal erlernten Beruf häufig versperrt oder wird nicht mehr gesucht. Aber eine befriedigende Bestätigung über den häuslichen Aufgabenbereich hinaus ist sehr erwünscht.

Speziell bei diesen Teilnehmerinnen begegnet mir und anderen Kursbegleiterinnen (mehrheitlich sind auch dies Frauen) zu Beginn der Kurse immer wieder ein bestimmtes Phänomen. Wir stellen fest, dass nicht wenige dieser Frauen ihre Teilnahme am Fernstudium gegen mehr oder weniger massiven – meist passiven, gelegentlich aber auch aktiven – Widerstand ihrer Ehemänner und/oder erwachsen werdender Kinder durchsetzen müssen. Offenbar will ihre Familie nicht, dass die Ehefrau und Mutter ausserhalb des häuslichen Bereichs stärker aktiv wird als bis dahin gewohnt. Natürlich zieht sie damit zwangsläufig Energien von der Sorge um die Familie ab, aber sie gewinnt meist auch neue Energien. Dies jedoch wird anfangs nur selten oder gar nicht gesehen. Zunächst wirkt das Neue nur bedrohlich und wird deshalb skeptisch betrachtet, diffus verdächtigt oder offen abgewehrt. Nicht wenige der betroffenen Frauen werden durch die abwehrende Reaktion ihrer Umwelt so verunsichert, dass Warnungen im Stil der eingangs in einer besonders zugespitzten Formulierung zitierten Propaganda schnell auf fruchtbaren Boden fallen. Zum Kursabbruch kurz nach bzw. zum Rückzieher kurz vor Beginn ist es dann nicht mehr weit.

Bei denjenigen Teilnehmerinnen aber, die trotz der Widerstände ihrer Umwelt bei der Stange bleiben, ändern sich schon allein durch diesen Schritt die Familienstrukturen. Die Ehefrau und Mutter ist plötzlich nicht mehr nur für die Familie da, sondern tut etwas für sich selbst. Nicht selten hat sie sich damit seit langer Zeit erstmals wieder mit einem eigenen Interesse gegen Mann und Kinder durchgesetzt. Die traditionelle Frauenrolle, die für die anderen Familienmitglieder jahrelang so bequem gespielt wurde, ist aufgebrochen und wird im Fortgang des Fernstudiums möglicherweise noch weiter abgelegt. Lernen bedeutet nämlich immer auch in Frage stellen von Bestehendem und Entdecken von Neuem, im Erwachsenenalter nicht anders als in Kindheit und Jugend. Wer sich als erwachsener Mensch gezielt auf einen Lernweg begibt – und ein Fernstudium in der beschriebenen Form ist ein sehr intensiv begangener Lernweg – der wird sich verändern. Diese Veränderung aber kann nicht ohne Folgen für die Umgebung bleiben. Für die weitere Entwicklung wird dann die Frage entscheidend, wie sich diese Umgebung zu der Veränderung stellt. Entdeckt sie sie als Chance und nutzt sie diese Chance, so kann sie davon auch selbst nur profitieren. Sieht sie darin aber eine Bedrohung und reagiert mit Abwehr, so besteht tatsächlich die Gefahr, dass sie Verluste erleidet.

Auf einem solchen Hintergrund ist, vordergründig und einseitig aus einer bestimmten Perspektive betrachtet, an der Behauptung «Erwachsenenbildung macht Ehen kaputt» tatsächlich ein Körnchen Wahrheit. Sieht man nämlich das Ideal einer Ehe darin, dass die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau reibungslos funktioniert und dass die davon Benachteiligte (in der Regel die Frau) sich klaglos darein schickt, ja sogar selbst noch ihr Lebensideal darin verwirklicht findet, so muss man jede Veränderung solcher Strukturen als gefährlich betrachten. Bei einem partnerschaftlichen Eheideal und der wirklich ernsthaften Absicht, es zu verwirklichen, dagegen sieht die Sache anders aus. Dann nämlich können Veränderungen in Richtung sich realisierender Emanzipation des vorher benachteiligten Partners nur positiv gesehen werden. Entsprechend rücken alle Wege in ein positives Licht, die solche Emanzipation fördern. Allerdings hat dies für den Partner seinen Preis. Ein Mensch, der neu oder wieder lernt, sich selbst mit seinen Bedürfnissen ernstzunehmen, wird kritisch gegen verfestigte und, weil altgewohnt, nicht mehr hinterfragte Beziehungsstrukturen. Ein Mensch, der bei sich selbst lange verschüttete Kompetenzen neu oder wieder entdeckt, möchte diese wahrnehmen, einsetzen und entfalten. Ein Mensch, der seinen Eigenwert wiederentdeckt, möchte nicht mehr nur über andere Menschen oder eine Rolle definiert, sondern für sich selbst anerkannt werden. Ein Mensch, der wieder neu oder überhaupt erstmals Zutrauen zu sich selbst findet, wird offen für Veränderungen und gewinnt Mut, sich auf Neues einzulassen, ja er wird selbst aktiv Dinge verändern. Für den Lebenspartner kann dies durchaus irritierend sein, vor allem dann, wenn er selbst keinen Bezug zu dem Bereich hat, in dem seine Frau sich nun intensiv bewegt. In diesem Punkt sind sicherlich Hilfen für ihn notwendig. Sie werden auch angeboten. Wenn er sich aber trotzdem sperrt, weil er grundsätzlich nicht bereit ist, sich auf solche Entwicklungen einzustellen, mindestens aber Raum dafür zu lassen und zu geben, dann kann es tatsächlich gelegentlich zu Beziehungsbrüchen kommen.

Diejenigen, die schon immer der Meinung waren, dass alles, was die Selbstentfaltung vorher angepasster Menschen fördert, vom Teufel sei, deuten gern mit langem Zeigefinger auf solche Brüche und schöpfen daraus neue Nahrung für ihre Ressentiments. Fragt man jedoch etwas tiefer nach, so entdeckt man mindestens ebenso viele Gründe dafür, Beziehungsprobleme als Folge von Veränderungen eines Partners demjenigen anzulasten, der trotz allen Entgegenkommens ihm gegenüber auf dem Alten beharrt, wie es Gründe dafür gibt, die Schuld bei demjenigen zu suchen, der neue Wege geht. In jedem Fall hat derjenige, der sich gegenüber Veränderungen

verschliesst, dann die schlechteren Argumente auf seiner Seite, wenn er beim Festhalten am Bestehenden eindeutig der Gewinner ist. Natürlich ist es in vielerlei Hinsicht bequemer für den Mann, «Herr im Hause» zu sein und eine Ehefrau zu haben, die ihm zuarbeitet, als sich mit einer gleichstarken Partnerin auseinanderzusetzen, die eigene Interessen nicht nur hat, sondern auch wahrnimmt. Aber eben da, wo der Mann in diesem Sinne Gewinn aus dem Status quo zieht, stehen alle von ihm vorgebrachten Argumente gegen eine Veränderung auf schwachen Füßen, je eifriger sie ideologisch untermauert werden, um so mehr. Im Grunde müssten die entsprechenden Männer selbst, nähmen sie ihre Partnerinnen als solche ernst, auf Veränderung drängen bzw. von sich aus ganz selbstverständlich Strukturen und Rollenverteilungen aufbrechen. Sperren sie sich stattdessen, so sind sie es, die die Beziehung belasten oder zerstören, nicht die Partnerinnen, die ein Verhältnis von Über- und Unterordnung auf eine echte Beziehung hin umstrukturieren möchten.

Der Vorwurf kehrt sich also um. Nicht Selbsterfahrung, sondern das sich Sperren gegen solche Erfahrung gefährdet Beziehungen. Ehen, deren formales Noch-Bestehen durch Erfahrungen eines der beiden Partner in Gruppen, in denen Erwachsene gemeinsam lernen, in Gefahr gebracht wird, sind nämlich in aller Regel bereits tot. Eine Beziehung, die lebt, verändert sich auch und lässt den beiden Partnern die Möglichkeit, sich zu verändern. Ja, sie zeichnet sich gerade durch die Fähigkeit zu individueller und gemeinsamer Veränderung als lebendig aus. Indem andererseits in einer gestörten Beziehung einer der beiden Partner zunächst für sich neue Fragen zu stellen und neue Horizonte zu erschliessen beginnt, eröffnet er Chancen für gemeinsame Veränderung und damit für neues Leben.

Für letzteres kenne ich nicht wenige Beispiele aus meiner Arbeit. Wenn etwa Ehepartner von Fernstudienteilnehmerinnen nach einiger Zeit zu Veranstaltungen der Erwachsenenbildung, in denen es um die eigene Person mit ihren Erfahrungen und ihrem Erleben geht, mitkommen, weil sie durch die Veränderungen, die sie an ihrer Frau wahrgenommen haben, neugierig geworden sind und auch für sich Chancen sehen, neue Dimensionen für ihr eigenes Leben und für ihre Beziehung zu erschliessen, dann bestätigt sich darin die Vermutung, dass gemeinsames Lernen in Gruppen belebend für Partnerbeziehungen wirken kann. Die Fälle, in denen ich – meist in zufälligen Gesprächen – erfahre, dass vom Engagement eines der beiden Partner in der und für die Erwachsenenbildungsarbeit entscheidende Impulse für die Stärkung oder gar Neubelebung einer Beziehung ausgegangen sind, sind nicht selten. Dabei ist sogar noch zu vermuten, dass gerade in diesem Bereich vieles im Verborgenen geschieht und nach aussen

hin nicht sichtbar wird. D.h. aber auch, wenn etwas davon sichtbar wird, dann handelt es sich kaum um Einzelfälle.

Andererseits muss man wohl einräumen, dass auch das, was möglicherweise an Zerstörendem geschieht, nur zum geringeren Teil nach aussen sichtbar wird. Doch bleibt dabei ohnehin die Frage, ob es mit dem Adjektiv «zerstörernd» angemessen qualifiziert ist. Was etwa wird zerstört, wenn eine tote Ehe, in der einer der beiden Partner in der Entfaltung der eigenen Persönlichkeit massiv behindert wird und in der über das formale Funktionieren von Alltagsabläufen hinaus keine wirkliche Beziehung zwischen den Beteiligten mehr besteht, auch formal geschieden wird? Ist nicht eine solche Scheidung letztlich nur eine von mehreren Möglichkeiten der Lösung einer Krise, die, wenn sie ungelöst bliebe, nur immer noch mehr zerstören würde? Als einzig sinnvolle Alternative bleibt eine grundlegende Veränderung der Beziehung. Dazu aber geben nicht selten Erfahrungen mit anderen Menschen, z. B. in Gruppen mit Selbsterfahrungsakzent, entscheidende Anstösse. Lebendige Beziehungen sind durch solche Anstösse in keiner Weise bedroht, im Gegenteil, auch sie erhalten daraus neue Impulse. Partnerschaftskrisen können durch neue Erfahrungen eines der Beteiligten von ausserhalb allenfalls dort aufbrechen – besser gesagt: manifest werden –, wo sie latent bereits schwelten. Solche schwelenden Krisen werden zwar durch äussere Impulse häufig stärker als vorher auf eine Lösung hingedrängt, mit allen Risiken, die das mit sich bringt, aber auch mit allen Chancen, die damit eröffnet werden. Das Risiko ist, dass Sterbendes oder praktisch schon Totes als solches offenbar und dann auch formal für beendet erklärt wird. Die Chance andererseits ist, dass vom Sterben Bedrohtes, aber noch nicht Totes, rechtzeitig zu neuem Leben erwacht, wenn im kritischen Nachdenken der Partner über sich selbst (Selbsterfahrung) und im kritischen Erleben ihrer selbst und ihrer Beziehung (vielleicht in Gruppen) Krankheitserscheinungen und Krankheitsursachen erkannt und gezielt behandelt werden. Voraussetzung für ein Gelingen ist dabei allerdings, dass beide Beziehungspartner bereit und in der Lage sind, gezielt etwas zu tun, wo es notwendig ist. Selbsterfahrung und Gruppendynamik können ihnen neben anderem dabei helfen, ohne Gewähr für ein Gelingen, aber mit weit mehr Chancen als Risiken.

Kirchliche Handlungsfelder, in denen Selbsterfahrung, Gruppendynamik u. ä. eine wichtige Rolle spielen, sind meist emanzipatorischen Zielen verpflichtet. D. h. die dort Tätigen möchten den Menschen, mit denen und für die sie arbeiten, Mut machen, wo für die Entwicklung der eigenen Person und der Beziehungen nötig, bisher Unbefragtes in Frage zu stellen, alte eingefahrene und ermüdende Wege zu verlassen und neue zu suchen,

Veränderungen als Chancen zu begreifen und sich auf Unbekanntes einzulassen. Voraussetzung für solchen Mut ist eine gewisse Stabilität der eigenen Person. Ich muss Vertrauen in mich selbst und in meine Fähigkeiten und Möglichkeiten haben; d.h. ich muss mir etwas zutrauen und meiner selbst bewusst sein, wenn ich Bestehendes in Frage stellen und mich auf Neues einlassen will und soll. Das Aufarbeiten von persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen im Gespräch mit anderen leistet einen wichtigen Beitrag dazu, solches Selbstvertrauen aufzubauen, bzw. zu stärken. Deshalb ist es als zentrale Dimension z.B. der Evangelischen Erwachsenenbildung unverzichtbar. Wer dies in Frage stellt oder Selbsterfahrung, Gruppendynamik usw. verteufelt, der wendet sich damit gleichzeitig gegen die emanzipatorische Zielsetzung für das Ganze.

Hier nun scheint mir der eigentliche Grund für die von bestimmten Seiten scharf geführte Polemik gegen entsprechende Konzeptionen zu liegen. Wenn ich es recht sehe, dann geht es dieser Polemik letztlich gar nicht darum – wie immer vorgegeben wird –, diejenigen, die sich der Selbsterfahrung stellen und gruppendynamischen Prozessen aussetzen, vor möglichen Gefahren für ihre eigene Person zu warnen. Vielmehr geht es allem Anschein nach darum, emanzipatorische Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft zu bremsen oder, soweit möglich, sogar abzuschneiden. Wo Menschen beginnen, Bestehendes in Frage zu stellen, da geraten die Verfechter dieses Bestehenden in die Defensive. Wo Menschen beginnen, sich auf Neues einzulassen, da bahnen sich Veränderungen an, die an Bewahrung Interessierte als Bedrohung, mindestens aber als Störung empfinden müssen. Ganz folgerichtig mobilisieren sie dann massiven Widerstand. Als Speerspitze dieses Widerstandes werden Gefahren für die Beteiligten beschworen, die in Wahrheit lediglich Gefahren für diejenigen sind, die durch die Emanzipation anderer eigene Machtpositionen bedroht sehen. Gefahren für die Beteiligten gibt es, realistisch betrachtet, nämlich wenig, denn das wichtigste Prinzip aller Arbeit in der Evangelischen Erwachsenenbildung (wie auch in anderen Bereichen, in denen Gruppendynamik und Selbsterfahrung eine Rolle spielen) lautet getreu einer der Grundregeln der Themenzentrierten Interaktion: Jeder ist sein eigener *chairman*. In der Praxis heisst dies: Alle Beteiligten entscheiden in jeder Phase des Prozesses selbst, was sie von sich einbringen und für sich mitnehmen wollen und was nicht. Eben damit, dass jeder für sich selbst entscheidet und nicht einige für alle, beginnt die Emanzipation.

Am Widerstand gegen solche Entwicklungen ist an und für sich nichts Illegitimes. Bewahrungsinteressen haben ebenso ihr Recht wie solche an Veränderung. Problematisch wird die Sache erst dann, wenn sich diese Interessen nicht mehr offen dem politischen Meinungsstreit stellen, son-

dern auf einer sachfremden Ebene mit unangemessenen Mitteln ausgetragen werden. Geradezu ärgerlich wird es, wenn die Verfechter des Hergebrachten in Kirche und Gesellschaft die Vertreter emanzipatorischer Ansätze moralisch zu disqualifizieren versuchen, indem sie ihnen z.B. vorwerfen, sie trieben Scharlatanerie, stürzten Menschen ins Unglück, weil sie sie aus dem psychischen Gleichgewicht brächten, und zerstörten Beziehungen. Wer die Arbeitsfelder wirklich kennt, gegen die sich solche Verleumdungen richten, der stellt fest, dass sehr viel häufiger das Gegenteil dessen der Fall ist, was eine von durchsichtigen Interessen geleitete Propaganda immer wieder glauben machen möchte.

Unbestreitbar richtig ist, dass Menschen, die durch Selbsterfahrungs- trainings, durch intensive Erfahrung in und mit Gruppen o.ä. an psychischer Stabilität gewonnen haben, in aller Regel kritischer gegenüber ihrer Umwelt sind und höhere Ansprüche an ihre Bezugspersonen in allen Lebensbereichen stellen als vorher. Allerdings sind sie meist auch in der Lage, sehr viel mehr zu geben als andere. Das kritische Element mag aus der Perspektive einer bestimmten Weltsicht als bedrohlich erscheinen. Aus der Sicht der Mitarbeiter in der Evangelischen Erwachsenenbildung wie auch der allermeisten Teilnehmer an ihren Veranstaltungen eröffnet es äusserst hoffnungsvolle Perspektiven.

Christoph Meier, Villigst